

# Wildbader Tagblatt

Chronik und Anzeiger für Wildbad und das obere Enztal.

Nummer 269

Freitag 479

Samstag, den 17. November 1934

Freitag 479

69. Jahrgang

## Zum Sonntag

Das müssen wir lernen

„Nichtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!“ So ist es: alle sind rasch zum Nichten, aber langsam zum Vergeben. Jeder weiß über den „Splinter im Auge des Bruders“ zu mäkeln und denkt nicht an die „Balken im eigenen Auge“. Ist es nicht seltsam, daß wir immer glauben, über andere urteilen zu können? Als konnten wir die anderen wirklich! Und seht, mit wie hohen und edlen Maßstäben wir über die anderen richten! Einmal wissen wir: das geht gegen jede Moral. Das andere Mal entrüsten wir uns: die Leute haben ja nicht die geringste Bildung. Und dann wieder: dem ist es ganz recht, daß es ihm schlecht geht, warum hält er nicht mehr auf Ordnung. Großartig, wie gut unterrichtet wir über das sind, was sein soll: natürlich, Moral, Bildung, Ordnung — das sind ernsthafteste Grundzüge, alle Achtung, wenn sich einer danach richtet.

Aber, wenn du schon weißt, was sein soll, — dann gibt es auf alle Fälle für dich zuerst! Hier kommt das alte Sprichwort zu Ehren: „Wer im Glashauss sitzt, soll nicht mit Steinen werfen.“ Es ist auf alle Fälle gefährlich, über andere zu urteilen; denn, wer urteilt, ruft das Gesetz an. Und das Gesetz gilt für alle. Darum: „Eben mit dem Maß, mit dem ihr messt, wird man euch messen“. Aber: geht es Jesus wirklich um die Moral? Um die Bildung? Um die Ordnung? Nein! Ihm geht es um Gott. Und darum geht es ihm: daß der Mensch zu Gott in das rechte Verhältnis komme. Das lieblose Nichten kommt daher, daß die Menschen sich selber für die letzte Instanz halten. Jesus aber sagt: sie täuschen sich. Ihre Freiheit, ihre Macht hat eine Grenze: nämlich an Gottes Freiheit und Macht. Die große Härte und Rücksichtslosigkeit des menschlichen Zusammenlebens, unter der wir leiden, hat ihren Ursprung darin, daß die Menschen Gott nicht mehr als den Richter über sich gelten lassen. Denn nur der Mensch, der weiß, daß „Gott ein rechter Richter ist“, nur ein solcher Mensch weiß um die Barmherzigkeit. Woher er davon weiß? Weil er gelernt hat, Gottes Barmherzigkeit immer wieder aus neuem zu erleben. Denn wer sollte ihm sonst von der Härte, von der unberechenbaren Strenge des göttlichen Gerichtes befreien, — wenn nicht allein die Barmherzigkeit Gottes?

Jesus, der die Unbarmherzigkeit der Menschen durchschaut hat wie sonst keiner — Er offenbart zugleich Gottes Barmherzigkeit. Er verkündet den barmherzigen Gott. Wer an diesen Gott glaubt von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen, der verlernt das lieblose Nichten und läßt sich, ohne müde zu werden, ohne sich durch Enttäuschungen beirren zu lassen, in der göttlichsten Tugend, die es gibt: in der Barmherzigkeit gegen den Bruder. „Weil uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde“. So sagt der Apostel. Und das müssen wir lernen.

Und hätte der Liebe nicht...

Man kann ohne Liebe Holzhaufen, Ziegel formen, Eisen schmieden, aber mit Menschen darf man nicht ohne Liebe umgehen. Wenn du keine Liebe zu den Menschen findest, so halte dich fern und beschäftige dich mit dir selbst oder mit irgend welchen Sachen, aber nicht mit Menschen.

Tollstol.

Wie ernährt die Mutter ihr Kind? Erst gibt sie ihm Milch, dann Brei, Eier und weiche Speise, bis sich das Kind allmählich an härtere Speisen gewöhnt und Brot und Käse essen kann. So sollen wir auch mit unseren schwachen Brüdern umgehen, sie nicht greulich anschauen, sondern freundlich behandeln und sanftmütig unterweisen, so daß wir nicht allein in den Himmel zu fahren denken, sondern sich zu, daß du deinen Bruder mitbringest.

Luther.

## Wochenrundschaue

Den 15. November 1934

Gedenktage verschiedener Art sind während der Berichtswache am deutschen Volk vorübergezogen. Der 9. November war dem Gedächtnis der ersten Toten der nationalsozialistischen Bewegung vom November 1923 gewidmet, was durch die Weihestunde vor der Feldherrnhalle in München in Anwesenheit des Führers starken Ausdruck fand. Mit der Ehrung der Toten wurde die Uebergabe des Nachwuchses in der Hitler-Jugend an die nationalsozialistische Partei vollzogen. Ein Appell des Führers an die Rekruten der Bewegung beschloß die eindrucksvolle Kundgebung. Am 10. November gedachte man des 175. Geburtstages Schillers, wobei das neue Deutschland und sein Führer den Dichter beim Staatsakt der thüringischen Regierung in Weimar ehrten. In Marbach fand der Weiheakt für den Erweiterungsbau des Schiller-Nationalmuseums in Anwesenheit des Reichsaussenministers statt. Auf evangelischer Seite hat man am 10. November auch des Geburtstages Martin Luthers, des deutschen Reformators, gedacht. Der 11. November ist der Erinnerungstag an die deutschen Helden von Langemarck, die vor 20 Jahren mit dem Deutschlandlied auf den Lippen in heldenmütigen Kampf den Tod fanden. Der 20. Jahrestag dieser Heldentat war für die Frontgeneration und die Jugend des neuen Deutschland Anlaß zu eindrücklichen Erinnerungsfestlichkeiten. Berlin ehrte das Gedächtnis der Langemarck-Kämpfer in einer Kundgebung im Lustgarten, bei der die Langemarck-Spende der Deutschen Studentenschaft von der Hitler-Jugend übernommen wurde. Unter großen Opfern haben die deutschen Studenten den Ehrenfriedhof von Langemarck in den Nachkriegsjahren aufgebaut und ihn nun zur Betreuung und Weiterführung der Langemarck-Spende der HJ übergeben.

Die ehemaligen Kriegsgegner begingen den 11. November als Erinnerungstag an den Waffenstillstand vor 16 Jahren. In Paris war trotz der hochgespannten Atmosphäre und politischer Erregung, infolge des Kabinettswechsels, die Beteiligung bei der Feier am Grab des unbekanntem Soldaten eine außergewöhnliche. In England gedachte man des Waffenstillstandstages nicht nach der französischen Weise als militärisches Siegesfest, sondern als Totengedenk-

tag. Man trug die rote Mohoblume als Symbol des großen Sterbens in Flandern allgemein. In Warschau wird der 11. November als Feiertag der polnischen Unabhängigkeit mit Fackelzug, Illumination, Totenehrung und militärischer Parade begangen. Angesichts der Unruhe, die über der europäischen politischen Lage lastet, waren alle diese Feiern von Ernst überschattet.

In Deutschland ist das große Winterhilfswerk in vollem Gange. Ein Riesenheer von freiwilligen Mitarbeitern sorgt für die Sammlung der Gaben und deren Verleitung an die Bedürftigen. Bereits sind Kartons in ausreichendem Maße an alle Notleidenden ausgegeben, auch die Brennstoffversorgung für den vorwintertlichen November ist durch Haus- und Blockwart nach individuellen Gesichtspunkten geregelt worden. Der kommende Sonntag ruft wieder das ganze Volk auf, durch die Eintopfspende einen Beweis des guten Willens zur Volksgemeinschaft zu geben. Die Gabe soll ein Opfer sein, das freudig und gerne gegeben wird.

Der Führer und Reichskanzler hat anläßlich der Erhebung der deutschen und polnischen Gesandtschaften in Berlin und Warschau zu Botschaften die glückliche Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen unterstrichen und die Hoffnung auf ein festes und dauerhaftes freundschaftliches Verhältnis der beiden Länder gegeben. Auch beim Empfang des deutschen Botschafters in Warschau durch den polnischen Staatspräsidenten kamen diese Gedanken zum Ausdruck.

Der Kampf um die Saar steht im zweitletzten Monat vor der entscheidenden Abstimmung des 13. Januar. Präsident Knox von der Regierungskommission des Saargebietes hat in einem Bericht an den Völkerbund wieder allerlei Beschuldigungen gegen die deutsche Front erhoben, aber keinen Beweis für illegales Verhalten erbracht. Die Deutsche Front an der Saar hat nun darauf mit einer Denkschrift an den Völkerbund die Verleumdungen von Knox zurückgewiesen und Enthüllungen über den Terror der Einheitsfront und die planmäßigen Vorbereitungen zum Aufruhr unterbreitet. Die Emigrantenpolitik der Saarregierung ist völkerrechts- und vertragswidrig. Bei der Saarfrageung der Akademie für Deutsches Recht unter Vorsitz des Reichsjustizkommissars Dr. Frank das Recht Deutschlands auf die Saar, das unabhängig, von keinem Vertrag und von keiner Nachanwendung zu erschütternde ewige Naturrecht. Ministerpräsident Göring hielt bei dieser Veranstaltung einen bedeutenden Vortrag über die „Rechtssicherheit als Grundlage der Volksgemeinschaft“. Der Rechtsanspruch des Einzelnen findet im Nationalsozialismus seine Grenze darin, daß er ihn nicht um eigenschützliche Bestrebungen willen haben darf, sondern als Teil der Volksgemeinschaft. Beachtung verdient die Feststellung Görings: „Antragbar ist es aber für jede gesunde Volksgemeinschaft, wenn der einzelne anständigen Volksgenosse das Gefühl haben müßte, er sei gegen Angriffe schutzlos, seine Sicherheit liege in der willkürlichen Entscheidungsgewalt Unbefugter. Das bedeutet nicht Volksgemeinschaft, sondern Willkürherrschaft, das bedeutet nicht die vom Nationalsozialismus für das Volk erstrebte Kraft und Lebensfreude, nicht Vertrauen und Glauben, sondern lähmendes Mißtrauen und Furcht. Solche Zustände müssen rücksichtslos beseitigt werden.“ — In eine ähnliche Linie ist der Erlass des Stellvertreters des Führers, Rudolf Hess, zu stellen, der gegen den Byzantinismus gerichtet ist, gegen die „Bewehräucherung und den Personenkult“, der sich gelegentlich in der Bewegung zeigt.

Auf dem Osterfelde bei Goslar hat der Arbeitsdienst die große Thingstätte für den Reichsbauernntag hergerichtet. Zum zweiten Mal fand dieser große Kongreß sämtlicher Bauernführer des Reiches statt, um der ideenmäßigen Fundierung des Bauernstandes eine Zielheiligkeit zu geben und die großen Richtlinien, nach denen die Landwirtschaft des nationalsozialistischen Deutschlands arbeitet, herauszustellen. Außerdem gaben die für die deutsche Bauernpolitik Verantwortlichen Rechenschaft über die Maßnahmen, die sie zur Durchführung der nationalsozialistischen Agrarpolitik getroffen haben. Es sollte auch der Allgemeinheit klar werden, warum manche Maßnahmen zur wirtschaftlichen Entlastung und Sicherung des Nährstandes, die einem Teil des Volkes im Interesse des anderen als eines lebenswichtigen Teiles der Gesamtheit auferlegt wurden, notwendig waren.

Der Lordsealbewahrer Englands, Eden, hat in der Shakespeare-Stadt Stratford-on-Avon eine Rede über das Abrüstungsproblem gehalten. Die Gedanken, die er dabei entwickelte, sind nicht gleichgültig; denn Mr. Eden fungiert immerhin als stellv. Außenminister Englands, er ist wiederholt in besonderen Missionen zu den Kabinetten des Kontinents entsandt worden, und man kann als sicher annehmen, daß sein persönlicher Einfluß auf den Kurs der englischen Außenpolitik nicht gering ist. Diese Außenpolitik — so sagt er — gründe sich auf den Völkern und, und er fügte hinzu: „Wir glauben hier alle an ein kollektives System zur Aufrechterhaltung des Friedens“. Dieses kollektive System sieht Eden offenbar im Völkerbund gegeben, und wenn je an diesem Bekenntnis zu der Gesellschaft der Nationen noch hätten Zweifel auftauchen können, hat er sie ausgeräumt, indem er am Schluß seiner Rede betonte, England könne keine friedenerhaltende Rolle nicht spielen, wenn es eine Isolierungspolitik treibe oder sich seinen internationalen Verpflichtungen zu entziehen suche. Eden kennt auch den Genfer Apparat so gründlich wie nur einer. Welcher Frieden durch die Genfer Einrichtungen garantiert wird, darüber wird er sich also klar sein. Es ist der Frieden, den Frankreich meint, der Frieden der Niederhaltung aller derer, die in den Pariser Vorortverträgen durch die Uebermacht der Alliierten in den Zustand

der Ohnmacht versetzt wurden und die in ihm erhalten werden sollen, gebunden durch geradezu sadistisch ausgelegte Paragraphen, damit sie eines Tages nicht die Europa beherrschende Stellung, die Frankreich sich selbst mit Hilfe seiner Verbündeten verschaffe, in ein neues Gleichgewicht der Kräfte und einen wirklichen, lebendigen Entwicklung ermöglichenden Frieden wandeln könnten. Bei dieser Friedenspolitik hat der Völkerbund bisher getreulich Handlangerdienste geleistet. Dagegen hat er unter dem Einfluß Frankreichs und der Staaten, die mit ihm die Nutznießer des Systems von 1919 sind, bisher in allen Fragen, in denen es sich wirklich um die Befriedung der Welt handelte, versagt. Nein, Mr. Eden, an das vom Völkerbund repräsentierte kollektive System zur Aufrechterhaltung des Friedens glauben wir nicht mehr. Der Traum Wilsons, theoretisch und reichlich wirklichsiefern gedacht, ist längst zu einem handfesten Instrument der Macht- und Interessenspolitik geworden, aber kein Hort des Friedens mehr. Ob man in London dem Beauftragten des Reichskanzlers, Herrn von Ribbentrop, in den Unterredungen mit Eden und Simon den Völkerbund als einzige und letzte Friedenshoffnung ans Herz legte, ist nicht sicher, denn gewisse Auslandsmeldungen wurden dementiert.

Trotz des römischen Dreierpattes, trotz der wiederholten Erklärungen der leitenden Staatsmänner der Kleinen Entente und trotz des seinerzeitigen Großmächtebeschlusses ist kein Mensch in Europa wirklich der Ansicht, daß das Problem Oesterreich gelöst sei und daß es lediglich darauf ankomme, den gegenwärtigen Zustand zu „garantieren“. Selbst in Oesterreich ist man sich klar darüber, daß die Lösung, die mit dem derzeitigen Zustand gefunden wurde, eben keine „Lösung“ ist. Der 11. November ist früher in Oesterreich als Republikgründungstag gefeiert worden. Die derzeitige Regierung hat ihn aufgehoben. Die Marxisten haben es sich trotzdem nicht nehmen lassen, sich recht deutlich bemerkbar zu machen. Es ist nicht verwunderlich, daß in dieser Situation, in der ja nur ein Symptom innerer Gärungen und Unausgeglichenheiten zu erblicken ist, Bundespräsident Miklas bei einer Jubiläumssfeier des Juristenvereins „Concordia“ den Satz sprach: „Wenn Sie sich in fünf Jahren zum 80. Jubiläum versammeln werden, dann möge ein anderer, ein neues Staatsoberhaupt Oesterreichs, Sie alle zu größeren Erfolgen des letzten Jahres fünfzig beglückwünschen, mit mehr Berechtigung und freudiger, als ich es jetzt tue“. Die Amtszeit des Bundespräsidenten Miklas läuft 1935 ab und diese Erklärung kann natürlich nur in dem Sinne gedeutet werden, daß Miklas nicht beabsichtigt, dann wieder zu kandidieren. Die Begründung, mit der er seinen Verzicht ankündigt, ist immerhin auffällig und läßt darauf schließen, für wie unbefriedigend er den derzeitigen Zustand hält.

## Unsere Wehrmacht

Von Obltn. a. D. G. H a i d.

Wenn wir von unserer Wehrmacht sprechen, dann meinen wir jenen Machtfaktor im Staate, den der Führer mit starker Betonung unzweideutig als den einzigen Waffenträger der Nation bezeichnet hat. Landläufig besser bekannt ist er unter der Bezeichnung „unsere Reichswehr“ und wir wollen bei dieser Gelegenheit einmal das zur Sprache bringen, daß sich unsere Wehrmacht zergliedert und zwar in das Reichsheer und in die Reichsmarine und daß diese beiden Wehrkörper zusammen, an deren Spitze der Reichswehrminister steht, eine der beiden Säulen sind, die die festgefügte, unerschütterliche Grundlage unseres heutigen — des Dritten Reiches sind. Es erscheint vielleicht unnötig über diese an sich so selbstverständlichen und in ihrer letzten Auswirkung gerade vom Führer wiederholt und zuletzt beim Reichsparteitag in Nürnberg betonten Dinge hier so ausführlich zu sprechen. Indes zeigt es sich, daß die Begriffe „Wehrmacht, Reichswehr, Reichsheer“ noch keineswegs überall ganz klar erkannt sind, sondern daß sie oft allzu verschwommen angewendet werden und unklare Vorstellungen erwecken; vielleicht oder gar sicher ein Ueberrest aus einer — gottlob überwundenen — Zeit, in der ein einem wehrhaften Geist verständnislos gegenüberstehendes System unserer jungen Truppe mit Mißtrauen, Ablehnung und Haß, bestenfalls mit grenzenloser Gleichgültigkeit gegenüberstand, dieser Truppe, die im Schmelzen des Weltkrieges gegossen und zum großen Teil aus den Deutschland vor dem Kommunismus rettenden opferfreudigen Freikorps aufgestellt wurde und die mit ihren Wurzeln in der gesunden Der einzige Erfolg dieses Systems war, daß sich diese junge Truppe in der Hand ihrer Führer mit zusammengebissenen Zähnen umso enger zusammenschloß und zielfest an der Erhaltung und Wiedererweckung des wehrhaften Geistes im Volke arbeitete.

Vorbei diese Zeiten. Ein frischer klarer Wind hat diese bösen Geister hinweggeweht. Heute gilt es wieder als höchste Ehre für den Mann „Waffenträger der Nation“ — Soldat zu sein. Unsere junge Wehrmacht ist sich voll Dank dessen bewußt, was ihr Adolf Hitler, seit des greisen, in ehrwürdiger Dankbarkeit verehrten Generalfeldmarschalls Ableben, ihr oberster Befehlshaber zurückgegeben hat. Nicht bedingen die äußeren symbolischen Zeichen, die der Soldat am grauen Kopf, der Matrose an der blauen Bluse und beide an Stahlhelm und Mütze tragen — das Hoheitsabzeichen und nicht das Schwarz-weiß-rot in Fahne und Stahlhelmzier die Zugehörigkeit des Soldaten zum Dritten Reich — vielmehr ist es das gemeinsame Gedankengut, das beide in Ueberlieferung unseres alten stolzen Heeres verankert ist, sich tragen: Wehrhaftigkeit, Nationalbewußtsein und Sozialismus der Tat und das gleiche Ziel, dem sie früher auf getrenntem, jetzt einem Wege zutreiben: Gleichberechtigung und Freiheit Deutschlands, das sie aus Ueberzeugung einmündig lieh in den großen, blutverwandten Strom, der am 5. März 1933 zum Durchbruch kam.

Mit Stolz stehen heute unsere Buben wieder am Berg, wenn eine Kompanie im harten Rhythmus des taftesten Schrittes durch die Straßen marschiert, wenn Hufeplapper und schmetternde Trompeten das Rufen einer Schwadron ankündigen. Aus dieser stolzen Jugend leuchtet mit klarem Feuer das Verlangen es denen da in Reich und Glied gleichzutun, eingereiht zu werden in die stolze graue Kolonne, dem Vaterland dienen zu dürfen und so selbst Waffenträger der Nation zu werden. Auch bei ihr erweckt ja nicht das Neugier das Verlangen — nein, selbst wehrhaft zu werden, Kämpfer und Verteidiger der Heimat, Hüter besser Ueberlieferung aus Jahrhundertalter, ruhmreicher Geschichte zu sein — das erstrebt aus innerstem Bedürfnis unsere Jugend. Das alles hat nichts mit Soldatenpielerei oder Militarismus zu tun — das alles ist nur Ausdruck des nationalen wehrhaft-soldatischen Geistes, den sie ererbt von ihren Vätern und der, lange Jahre gewaltig unterdrückt, jetzt sieghaft zum Durchbruch kam.

Möge die Tatsache der engen Verbundenheit zwischen Volk und Wehrmacht, die sich gerade in der Jugend besonders eindringlich offenbart, unaufhaltsam alle Kreise durchdringen; niemand anders als der Führer selbst hat diese Frucht jahrelanger, zäher und entnervender Arbeit immer wieder erkannt. Und nichts könnte dieses Gemeinschaftsgefühl besser beweisen, als gerade diese Monate, in denen sich allüberall Hände regen, um durch das Winterhilfswerk das Los der Ärmsten zu lindern. Denn: Freudig steht auch hier die Wehrmacht — Offizier, Unteroffizier und Soldat — in vorderster Linie mitzuhelfen. So ist der Soldat der deutschen Wehrmacht in dieser Zeit nicht allein Waffenträger seines Vaterlandes, er ist auch Helfer in der Not — in echter aus dem Herzen kommender Volksverbundenheit.

## Viel Ruhm, wenig Geld

Was Ozeanflieger verdienen — 40 000 RM. für einen Flug um die Welt — Nur Lindbergh hätte reich werden können  
Von H. Soldenhoff · Wien

Mit den rund 130 000 RM., die den Siegern in dem großen Luftrennen London-Australien zuteil wurden, scheint die fabelhafte Verteilung in einigermaßen bezahlt zu sein. Aber schon die Zweiten am Ziel, die Sieger im Ausgleichsrennen, mußten sich mit wenig mehr als 25 000 RM. begnügen, und es scheint zweifelhaft, ob damit die gewaltigen Kosten, die ein solches Unternehmen erfordert völlig gedeckt sind. Von allen übrigen Preisträgern, ganz zu schweigen von den Unpacierten, darf man annehmen, daß sie bei dem ausgedehnten und Aufsehen erregenden Flug tüchtig haben zusehen müssen.

Der Langstreckenflug, vor allem der Ozeanflug, bringt nämlich dem Flieger zwar großen Ruhm, im allgemeinen aber nur wenig Geld ein. Und wenn es auch den meisten wohl weniger um das Letztere zu tun war als darum, eine siegesreiche Großtat zu verrichten, so gehörte doch eine ungewöhnliche Begeisterung dazu, um nicht selten ein ganzes Vermögen an einen derartigen Flug zu wagen. Denn Langstreckenflüge sind teuer, sehr teuer.

So hat es denn bisher eigentlich auch nur einen Helden der Luft gegeben, der die Möglichkeit hatte, infolge seiner Aufsehen erregenden Leistung ein reicher Mann zu werden. Es war der Amerikaner Lindbergh, der als erster im Alleinflug den Atlantik von West nach Ost überquerte. „Lindbergh“, wie er drüben allgemein heißt, wurde zwar eine Art Nationalheld, er war aber ein viel zu bescheidener Mensch, um seine ungeheure Volkstümlichkeit nun in bare Münze umzusetzen. Er hielt sich für reichlich bezahlt mit der halben Million, die ihm die Flugpreise, sein Buch und seine Zeitungsartikel über den Flug einbrachten. Daher wies er auch einen ihm angebotenen Filmvertrag im Werte von 2 Millionen RM. kurzerhand zurück.

Unter den Atlantikfliegern haben sich die Deutschen Hauptmann Köhl und Freiherr von Hünefeld, die als Erste den Flug in westlicher Richtung durchführten, unergieblichen Ruhm erworben. Das Unternehmen wurde von Hünefeld finanziert, der aber durch ein Buch über die kühne Leistung und das Schreiben von Zeitungsberichten nur gerade seine Unkosten zu decken vermochte. Und Fitzmaurice, der zweite Pilot der „Bremen“, mußte einen ihm von einem Bewunderer geschenkten Kraftwagen wieder veräußern, da er sich den Luxus eines solchen Gefährts zu seinem Bedauern nicht leisten konnte.

Auch die beiden Amerikaner, die zuerst von der Neuen Welt nach Deutschland flogen, sind dadurch nicht viel reicher geworden. Chamberlin mag einige zehntausend Mark verdient haben, aber Levine, der das Geld gegeben hatte, setzte bei diesen wie auch bei anderen von ihm finanzierten Fernflügen tüchtig zu. Nicht viel besser erging es Haldeman, dem Piloten der etwas exzentrischen Ruth Elder. Er vermochte die ihm vorgeschossenen 160 000 RM. zwar wieder zurückzahlen, behielt für sich selbst indessen nichts über. Seine Begleiterin erhielt zwar einen Filmvertrag, ohne daß ihr das indessen viel genützt hätte, denn ein Stern der flimmernden Leinwand ist sie nie geworden.

Als Post und Gatty in 8 Tagen und 15 Stunden den Erdball umkreist hatten, jubelte ihnen ganz Amerika zu; der klingende Lohn für ihre ungeheure Leistung belief sich indessen auf nicht mehr als etwas über 20 000 RM., die ihnen die Zeitung, die das Unternehmen ins Leben gerufen hatte, zahlte. Einige tausend Mark mehr erhielten sie dann noch durch das Buch über ihren Flug. Besonders schlecht ging es zwei anderen Amerikanern, die ebenfalls um die Erde fliegen wollten, aber unterwegs ihre Maschine verlaufen mußten und mit rund 10 000 Dollar Schulden nach Hause zurückkehrten.

Daß Ozean- und andere Fernflüge so wenig einbringen, kann nicht weiter wundernehmen, denn derartige Unternehmungen kosten, schon ehe sich die Maschine in die Luft erhebt, bereits ein Vermögen, das ohne Uebertreibung auf mindestens 60 000 RM. geschätzt werden kann. An der Spitze der für derartige Flüge aufgewendeten Summen steht wohl der bekannte Polarforscher Byrd, der für einen Flug Neuyork nach San Francisco — heute eine Alltäglichkeit — nicht weniger als eine halbe Million RM. aufwandte. Byrd sah übrigens durchaus nicht auf Geld, wenn es ihm darauf ankam, eine besondere Leistung zu vollbringen. Für seine Maschine, seine Ausrüstung und für die Bodenorganisation war ihm das Beste immer gerade gut genug. Er konnte es sich auch leisten, besah er doch ein unergiebliches Geschäft, für die von ihm geplanten Unternehmungen die Werbetrommel zu rühren und namhafte Beträge zusammen zu bekommen. Mehrfach hat er für eine Expedition Beträge von mehreren Millionen RM. aufzubringen verstanden. Gleichwohl verdiente er dabei für sich nur eine verhältnismäßig geringe Summe.

Prüft man die finanziellen Unterlagen über etwa ein Duzend Ozeanflüge — deren Zahlenmaterial den Leser nur ermüden würde — und stellt man sich eine Art Bilanz auf, so gelangt man zu der betrüblichen Feststellung, daß ein erschreckend hoher Fehlbetrag dabei herauskommt, dem allerdings häufig ein sportlicher, technischer und siegesreicher Erfolg als bewunderungswürdiges Attribut gegenübersteht. Aber im ganzen hat doch so mancher wagemutiger Flieger sein großes Abenteuer mit einer erheblichen wirtschaftlichen Einbuße beendet und nicht selten sein Leben aufs Spiel gesetzt mit keinem anderen Erfolg, als daß er die Schulden, die er vor dem Antritt der Fahrt bereits in ausreichendem Maße besah, ansehnlich vermehrt hatte.



## Aufruf zur deutschen olympischen Schulung

Wir Deutschen haben uns lange Zeit damit begnügt, führend im Reiche des Geistes zu sein. Das Volk der Dichter und Denker, wie uns andere Nationen bezeichnet haben, hat es lange nicht vermocht, sich in der harten Wirklichkeit die realen Grundlagen seiner politischen Existenz zu schaffen. Das schwere Schicksal, das Deutschland traf, hat ein neues Geschlecht erzogen, das hart und unbegreifbar den Tatsachen ins Auge sieht und sich nicht in einer Welt von Illusionen verliert. Der Bildung des Geistes ist die Erziehung des Körpers an die Seite getreten. Mit der Begeisterung eines jugendlichen Volkes haben wir den Gedanken des Sports aufgegriffen und uns zur ersten Reihe der sporttreibenden Nationen emporgekämpft. Im Jahre 1936 werden wir uns mit den Völkern der Erde messen und ihnen zeigen, welche Kräfte die Idee der deutschen Volksgemeinschaft auszulösen imstande ist. Deutschland hat nie kriegerischen Ehrgeiz besessen, sondern seinen Ruhm im friedlichen Ringen der Nationen gesucht. Für den Wettstreit der Olympischen Spiele 1936 soll sich Deutschlands Jugend in den kommenden Monaten mit aller Kraft rüsten. Das kommende Jahr wird das Jahr der olympischen Schulung sein.

Dr. Frick  
Reichsminister des Innern

Dr. Goebbels  
Reichsminister  
für Volksaufklärung  
und Propaganda

von Chamber und Osten  
Reichsportführer

## Berliner Brief

Das „schmale Handtuch“ verschwindet — Die „Erb-schaft aus Kanada — Träume von Eis und Schnee  
Eine kleine Sehenswürdigkeit Berlins verschwindet: „das schmale Handtuch“, bewohnt von einem Sandfuhrmann, der mit einem kleinen Wagen seine Abnehmer mit weißem Scheuersand beliefernte. Das hochgehobene Häuschen, das ganz allein auf weiter Fläche stand, oben an der Müllerstraße, hatte nur zwei Fenster Front, — also das richtige Märchenhaus. Nicht lange mehr, dann wird ein riesenhaftes Großstadtgebäude an seiner Stelle stehen, — Alt-Berlin schwindet zusehends dahin! Das nicht mehr Brauchbare muß dem besseren Neuen weichen! —

Daß auch die Großstädter nicht alle so gewitzt sind, wie sie es gern von sich selber glauben möchten, wissen die mancherlei kleinen und großen Schwindler ganz genau. Sie suchen sich ihre Opfer mitten in der Millionenstadt und können nicht über schlechten Geschäftsgang klagen. Neuerdings ist es die „Erb-schaft aus Kanada“, auf die die Leute hereinfallen. Eine Erbschaft ist immer etwas sehr Schönes, und viele Menschen hoffen ihr ganzes Leben lang auf das „große Glück“. Das ihnen eines Tages unerwartet in den Schoß fallen soll. Ist es da ein Wunder, daß sie freudig aufhorchen, wenn eines Tages ein feiner Herr vorpricht, sich als Sekretär des Britischen Konsulats vorstellend (unter dem tut er's nicht!) und ihnen berichtet, daß sie eine große Erbschaft aus Kanada zu erwarten haben. Aus Kanada? Wertwirdig! Der feine Herr weiß ganz genau Bescheid. Da war ein Bruder des Großvaters, der ist in jungen Jahren ausgewandert, und natürlich ist er drüben zu Vermögen gekommen, und — ebenso natürlich! — jetzt sind seine letzten Nachkommen gestorben, und sie haben ein Testament hinterlassen, daß die in Deutschland noch lebenden Verwandten das schöne Erbe bekommen sollen. Rett von diesen

Leuten, nicht? Auch wenn man sich auf den ausgewanderten Großonkel nicht recht besinnen kann ... Der feine Herr sagt es, da muß es doch stimmen. Zunächst müssen einige Anwaltskosten gedeckt und eine Abschrift des Testaments besorgt werden, ebenso hier die nötigen Papiere, — ein Kostenvorschuß von 50 Mark ist wirklich nicht hoch, — und nun gehen die Tage in einer angenehm gespannten Erwartung hin, und man macht Pläne. Vergelt! Der Herr Sekretär — muß man es sagen? — kommt nicht wieder. —

Stillsprünge auf Kiefernabzeln, Eislaufmeister auf mechanischer Gefrierplatte, — das sind Dinge, die der Berliner in dieser Woche staunend mit ansieht. Kiefernabzeln als Ersatz für glatte Schneeflächen, — wer hätte das für möglich gehalten? Aber es geht, es geht sogar gut, und es wird sich zeigen, ob nicht Berlins unternehmende Jugend aus diesen Übungen der Sportgrößen gewisse Folgerungen ziehen und auch die Kiefernabzeln für sich nutzbar machen wird. Denn wer weiß, ob der Winter uns den ersehnten Schnee bringt, und die Skier immer nur in der Erde stehen haben, macht auch nicht froh! Kiefernabzeln haben wir in reicher Menge in der Nähe! Schließlich sind ja früher auch Schlittenfahrten auf halbgefrorenen Wegen veranstaltet worden, wenn der Himmel gar kein Einsehen haben wollte! Die Übungen für die Eislaufmeisterschaft locken viele Zuschauer an. Es ist ein köstlicher Sport, vielleicht der schönste von allen. Bei keinem anderen hat man so ganz das Empfinden der vollkommenen Losgelöstheit von der Erde. Es ist etwas Schwereloses, Schwebendes in diesen Bewegungen, in diesen Sprüngen, in diesem Schwingen und Gleiten! Beneidenswert! Glücklich, der noch einmal zehn Jahre alt wäre und bei einem guten Trainer zu solcher Meisterschaft gelangen könnte! Wohin man kommt, hört man schon sehnsüchtig vom Reiten in den Schnee zu sprechen. Wenn die Zeit es irgend erlaubt, wird man über Silvester und Neujahr einen kleinen Rutsch in die Berge machen. Der Berliner ist praktisch, er versteht sich auch einen Schnee-Ausflug so einzurichten, daß er erschwinglich ist. Schließlich gibt es überall kleine, gemütliche Bauernhäuser, in denen man eine Stube mieten kann, — es braucht ja kein teures Luxus-hotel zu sein, denn man will sich im Freien aufhalten, nicht in der Stube hocken! Ja, wenn es nur über Neujahr und Weihnachts-Schnee gibt! Das ist der Stoßseufzer, den man jetzt am meisten auf den Straßen und in den Wohnungen Berlins hört. —

In der Berliner Universität haben sich die Studenten zur Arbeit des Wintersemesters zusammengefunden, — die jungen Semester voller Beglücktheit, jetzt endlich die Vorbereitungsarbeit für den gewählten Beruf beginnen zu können. Die Hörsäle sind voll, der Eifer groß. Unter den Linden in der Nähe des staatlichen Universitätsgebäudes merkt man beim Semesterbeginn. Gruppen von Studierenden stehen beisammen, gehen plaudernd auf und ab in den Pausen zwischen den Kollegs. Auf den Bibliotheken ist es viel voller als sonst. Die richtige Winterarbeit hat begonnen. Mancher Neuling tritt zum erstenmal auf Berliner Boden, aber er sieht schnell, daß die Vorurteile, wenn er aus früheren Zeiten etwa welche gegen Berlin hatte, jetzt sehr unberechtigt sind: auch diese Stadt hat ihre beglückenden Reize, auch hier gibt es friedvolle und zurückgezogene Stille, auch hier findet man Natur, Blumen, Bäume, Seen, Wald. Wieder nimmt die Stadt eine ganze Menge deutscher Menschen an ihr Herz und zeigt ihnen, daß die Reichshauptstadt nicht unempfindlicher Stein, nicht lauter Härte und Kälte ist, sondern das Leben in ihr pulst, daß Wärme von ihr ausströmt, daß die Menschen in ihr Menschen sein dürfen.

## Turnen

### Die Lehre von Dortmund

Der Soldat Alfred Schwarzmann aus der Fußballstadt Fürth hat in Dortmund die Deutsche Meisterschaft im Gerätturnen errungen. Das ist kein Wunder. Vor dem Kriege waren die Gerätturner stets im Heere gern als Soldaten gesehen, denn beide, der Turner und der Soldat, streben zum gleichen Ziel, das „letzte Beherrschung“ des Körpers heißt. Disziplin des Geistes und straffe männliche Haltung sind auch bei Schwarzmann ausgeprägt.

Das ist ein Beispiel! Vor den Deutschen Kampfsportspielen hatte Schwarzmann an einem Olympia-Lehrgang der Reichswehr teilgenommen. Dort erhielt er den letzten Schliff für den großen Kampf in Nürnberg, der ihn zum Zwölfstampfsieger machte. Zwei Wochen vor den Kampfsportspielen konnte Schwarzmann noch einmal zwei Meter hoch mit dem Stabe springen. In zwei Wochen hat er es in der Heeresportschule Wünsdorf zu einer Leistung von 3.10 Meter gebracht. Ein Erfolg des Willens und der Ausdauer.

In Nürnberg fehlte Schwarzmann noch die bis ins Letzte ausgefeilte Beinhaltung, wie Frey und Winter sie besitzen. In Dortmund dagegen war die Haltung des 22jährigen Bayern fehlerfrei! Vor den Deutschen Meisterschaften durfte Alfred Schwarzmann wieder an einem vierwöchentlichen Lehrgang an der Reichsheereschule Wünsdorf teilnehmen. Und wieder hat er den letzten Schliff erhalten, der allen anderen Turnern bei den Pflichtübungen fehlte. Außer Schwarzmann beteiligten sich noch vier Soldaten an den Gerätmeisterschaften. Heilbrunn, Klingenberg, Frisch-Eichen und Stutte-Eichen. Klingenberg konnte einer Verletzung wegen nicht am Wettkampf teilnehmen. Alle anderen Soldaten wurden Sieger.

Diese Tatsache und ihre Gründe müssen beachtet werden. Das Verdienst an der ausgezeichneten Schulung Schwarzmanns gehört seinem Lehrer. In der Heeresportschule Wünsdorf lehrte der frühere Heeres-Zehnkampfsieger Christel Strauch, der zugleich einen großen Ruf als Wanderturnlehrer des Gauess Brandenburg genießt. Er steht auf dem rechten Fleck. Das haben die Erfolge an seinem Schüler Schwarzmann bewiesen. Strauch besitzt eben das große pädagogische Talent und kann es hervorragend verwerten, da er eben selbst einmal ein Meister im Gerätturnen war, der alle kleinen Taps und Tricks kennt. Bescheidend dafür war auch seine Lehrstunde, die er den Kunstturnern der Mark Brandenburg vor wenigen Wochen in der Grube Ise-Bädgen gab. Alle Turner waren begeistert. Könnte Strauch nicht einmal die deutschen Kunstturner in einem gemeinsamen Olympia-Lehrgang schulen? Die Frage scheint in Anbetracht der Erfolge durchaus gerechtfertigt.

Noch ein letztes. Finnland rief einmal Rudolf Kobs, damit er im Lande der Tausend Seen das deutsche Turnen lehre. Holland rief den Schweizer Georg Metz. Unsere Schneeschuhläufer haben den Norweger Birger Kund verpflichtet. Vielleicht könnte einmal der Tscheche Hubec oder der Schweizer Nod mit unseren Turnern zusammen leben und lehren. Hubec ist Weltmeister an den ruhig hängenden Ringen. An diesem Gerät müssen wir unbedingt noch etwas lernen, wenn auch zugegeben sei, daß sich unsere Turner im letzten Jahr stark verbessert haben. Das Dortmunder Urteil war beim Ringeturnen vielleicht aber doch zu milde. Beim Olympia wird schärfer gewertet und wir bereiten uns doch auf die Olympia 1936 vor.

# Die Kreuzerfahrten der „Emden“

Aus dem Tagbuch eines Mitkämpfers

## 5. Das erste feindliche Kriegsschiff

In den nächsten sechs Tagen war im Golf kein Dampfer zu entdecken, daher mußte wieder etwas anderes unternommen werden. Ein feindliches Kriegsschiff war der „Emden“ auf ihren Fahrten noch nicht vor das Kanonenrohr gekommen, und deshalb mußte sie sich eins in einem Hafen suchen. Mit Penang sollte der erste Versuch gemacht werden. Die Stadt hatte zwar nur alte Forts, aber eine lange, sehr schwere Einfahrt, die leicht zu überwachen war. Am 28. Oktober nachts um 1 Uhr liefen wir in die Straße von Penang ein. Um vorhandene Wachboote zu täuschen, wurde wieder der vierte Schornstein gebläht und brachte auch diesmal den gewünschten Erfolg. Unbemertt hatten wir beim Morgengrauen den Hafen erreicht.

Der russische Kreuzer „Demschul“, ebenso groß wie die „Emden“, nur mit stärkerer Bestückung versehen, lag vorne an der Boje. Hinter den Handelsdampfern versteckt lag noch ein kleineres französisches Kriegsschiff. Der Russe kam zuerst an die Reihe. Dort schien kein Mensch zu ahnen, was bevorstand. Von Bord aus wurde bemerkt, wie auf dem „Demschul“ der wachhabende Offizier und einige Leute durch die Gläser die „Emden“ beobachteten. Als schließlich unsere Torpedos aufblähten, lief einer fort, wahrscheinlich um die Besatzung zu warnen. Damit war aber soviel Zeit vergangen, daß „Demschul“ schon unseren ersten Torpedo in seinen Spanten fühlte, ehe er sich wehren konnte. Zu gleicher Zeit wurde ein heftiges Artilleriefeuer auf ihn eröffnet, und keine Granate verfehlte ihr Ziel. Weil er zu langsam sank, bekam er noch vorne einen Torpedoschuß.

Ich hatte etwas an Deck zu tun und konnte kein Ende mit ansehen. Von den einschlagenden Granaten stammte es hier und dort im Vorhinein auf. Mit einem Mal wurde alles hell im Innern, schwarze Rauchwolken drangen aus den Seitenfenstern, und einen Augenblick später öffnete sich vor das ganze Schiff, um einen gewaltigen Feuerberg herauszulassen. Die Pulverkammer war hochgegangen. Ich glaubte, einen feuerpeinenden Berg vor mir zu haben. Durch den Rauchschleier konnte ich deutlich erkennen, wie das Schiff in der Mitte auseinanderbarst und schnell sank. Am Flaggenmast sprangen Leute über Bord. Bevor der Rauch sich ganz verzogen hatte, war „Demschul“ untergegangen. Wo vor zwölf Minuten ein stolzes Schiff auf Kriegswacht gelegen hatte, schwammen jetzt Menschen und Trümmer umher. Das Rettungswerk wurde uns von chinesischen Sampans abgenommen. Sie ruderten mit rascher Fahrt dorthin, um die Leute aus dem Wasser zu ziehen. Einige Schuß hatte „Demschul“ abgegeben, statt uns hatte sie aber einen japanischen Dampfer getroffen, der sich jetzt auf dem Wege befand, ihr unten Gesellschaft zu leisten.

Vor der Einfahrt wurden wieder Rauchwolken festgestellt. Der Kommandant hielt es daher für ratsam, den uralten französischen kleinen Kreuzer vorläufig nicht zu versenken, sondern erst den Rauchwolken entgegenzufahren. Aus dem Qualm schälte sich dann auch wirklich ein Fracht-dampfer heraus. Er sollte sofort versenkt werden. Raum war das Präsenkommando auf den Dampfer hinübergeleitet, als uns wieder ein ganz sonderbares Fahrzeug entgegenkam, und wieder konnte die geplante Arbeit nicht vollendet werden. Unseren Leuten wurde befohlen, schleunigst an Bord zurückzukommen.

„Klar Schiff zum Gesecht“ hatte es wieder durchs ganze Schiff, und nach kurzer Zeit begann auch ein lebhaftes Artilleriefeuer. Das große französische Torpedoboot „Musquet“ hatte vor der Einfahrt Wache gehabt und wollte den Hafen gewinnen. Auf 5000 Meter Entfernung wurde das Gesecht aufgenommen. Schon die ersten Schüsse sahen und zerstörten „Musquets“ Maschinen. Die Vernichtung des Feindes ging nun rasch vor sich. Nach einigen Minuten war das Schiff versteinert. Wir dampften vollkommen unbeschädigt nach der Stelle hin, um die Leute zu retten. Von 76 Mann sahen unsere Boote 36 auf. Einer schwamm mit aller Gewalt dem Land zu, der Rest war untergegangen. Von den Geretteten hatten sechs Mann schwere Wunden und zwei waren verbrüht. Sie erzählten, daß die zweite Salve den Dampfkessel getroffen hatte.

Ein französisches Torpedoboot war inzwischen zur Beobachtung ausgelassen; denn alle Telegraphen hatten die Kunde von dem Ueberfall in die Welt gesetzt. Vor uns tauchten wieder Rauchwolken auf; doch bevor noch die Wahl getroffen war, wer zuerst einen Angriff verdiente, das Torpedoboot oder das andere Fahrzeug, das wir noch gar nicht richtig erkennen konnten, setzte eine starke Regenboe ein und machte damit einen Strich durch die Rechnung. Keine 100 Meter konnte man sehen, und so kamen wir auseinander. Wir bebauerten das umjomehr, als wir später erfuhren, daß die Rauchwolken von dem Hilfskreuzer „Empress of Russia“ hergerührt hatten.

Den französischen Verwundeten wurde die sorgfältigste Pflege zuteil. Bei zweien reichte aber alle ärztliche Kunst nicht aus, sie starben und wurden mit allen militärischen Ehren versenkt. Nachdem der Kommandant eine deutsche und eine französische Ansprache gehalten hatte, glitten die beiden Leichen, bedeckt von der Trifolore, ins Wasser, während eine Abteilung präparierte und hinterher drei Salven abfeuerte. Auch die übrigen Gefangenen wurden an Bord gut behandelt und mit allem versorgt. Lange konnten wir sie aber nicht an Bord behalten. Am sie los zu werden, blieb kein anderer Ausweg, als Dampfer zu kapern. Am nächsten Morgen trafen wir mit dem Dampfer „Newborne“ zusammen. Der Kapitän mußte, wenn er sein Fahrzeug erhalten wollte, die Leute mitnehmen und sie nach der holländischen Stadt Sabang bringen. Als Ausweis bekam er einen Brief vom Kommandanten mit.

Am nächsten Sonntag war Gottesdienst. Nach der Kirche sprach der Kommandant einige herrlich anerkennende Worte und gab verschiedene Kriegsbesörderungen bekannt. Die neuen Abzeichen konnten leider nicht nach althergebrachter Weise besogen werden; denn es fehlte an dem üblichen Stoff, und die Kognac-Bohnen, die der 1. Offizier verteilt ließ — sechs Stück pro Kopf — waren natürlich nur ein schwacher Ersatz.

Am nächsten Tage mußten wir wieder Kohlen trimmen. Es war ziemlich windiges Wetter, und der Kommandant zog vor, an der niederländisch-indischen Küste vor Anker zu gehen. Es dauerte nicht lange, da kam wieder ein Regierungsbeamter an Bord gefahren: „Sie haben Ihren Namen verhängt. Macht nichts, ich weiß Bescheid. Gratuliere übrigens zu dem Erfolg in Penang!“ Mit diesen Worten stellte er sich dem 1. Offizier vor. Dieser nahm ihn in die Messe mit, und wir konnten deutlich sehen, daß es nur ein feindlicher Besuch gewesen war.

In der nächsten Woche kreuzten wir wieder verschiedene Dampferwege ab, ohne etwas zu treffen, ein Zeichen, daß es uns gelungen war, den Handel in diesen Gewässern lahmzulegen. Was die Engländer dazu sagten und machten, konnten wir in ihren Zeitungen selbst lesen. Alle schrieben vom „Geisterdampf des Ostens“ und erzählten, daß 14 Kriegsschiffe hinter uns her wären und uns schon zusammenjagen würden. Es gab aber auch anständige Zeitungs-schreiber drüben, die schrieben: „Lieber eintreten und gefangen nehmen, wir werden die „Emden“-Leute gut behandeln. Kapitän von Müller ist uns gegenüber anständig gewesen, und es soll keiner sagen, wir könnten nicht dankbar sein.“

Bisher waren wir in allen Unternehmungen vom Glück begünstigt worden. Wir glaubten fast, es gepaßt zu haben. Ein übermütiger Ton griff uns an, und die grobartigsten Pläne wurden geschmiedet. Auch als die Kohle knapper wurde, gab es kein Murren. Denn bald sollten wir ja von unseren eigenen Dampfern versorgt werden. Umso enttäuschter waren wir, als die Schiffe am verabredeten Platz nicht zu finden waren. Wir glaubten, sie hätten sich verspätet, und der Kommandant verstärkte uns in unserem Glauben, obwohl er wohl nichts Gutes ahnte. Im übrigen war er mit neuen Plänen beschäftigt.

Nicht weit von uns lagen die Kokosinseln. Dort befand sich die Kablestation der drei Hauptlinien Europa, Australien und Indien. Sie sollte von uns besetzt und zerstört werden, die Signal- und Dienstbücher sollten aber an Bord gebracht werden, vielleicht ließen sich aus ihnen neue Anhaltspunkte für unsere eigene Kriegführung gewinnen.

## 6. Die letzte Maschinenwache

Am 9. November 1914 feuerte die „Emden“ die Keelinginseln an. Beim Hellwerden wurde die Funkstation von unserem Landungskorps unter Führung des ersten Offiziers, Kapitanleutnant von Müde, besetzt. Raum war das Landungskorps an Land gekommen, da sah ich auch schon an dem sich neigenden Funkturm, daß gute Arbeit geleistet wurde. Nachdem ich noch einige Zeit den das Schiff umlaufenden Haiischen zugeschaut hatte, ging ich nach der Backbordmaschine herunter, um dort als Maschinist die Wache zu übernehmen. Wir lagen mit klaren Maschinen, und meine Aufgabe war, dafür zu sorgen, daß die Maschine stets klar zum Anspringen blieb. Wüthig stand mir, bis um 12 Uhr die Ablösung kam, eine angenehme Wache bevor. Jedoch, das Schicksal hat es anders gefügt, sie sollte meine letzte Maschinenwache sein.

Es mochte wohl gegen 9 Uhr gewesen sein, als nach der Maschine gemeldet wurde, daß Rauchwolken in Sicht wären, die wohl aber von unserem uns nachfolgenden Kohlendampfer „Burest“ herührten dürften; wir beabsichtigten nämlich, Kohlen von dem Dampfer zu übernehmen. Bevor noch hierzu die nötigen Vorbereitungen in der Maschine getroffen wurden, kam der Befehl: „Klar Schiff zum Gesecht; Dampf auf in allen Kesseln!“

Nun ging's los. Das erste Maschinenkommando war: „Beide Maschinen halbe Fahrt voraus.“ Bald aber sprang der Zeiger des Maschinen-Telegraphen auf „Außerste Kraft“ und blieb darauf unerschütterlich stehen. Die Maschine lief, was sie nur hergeben konnte. Wenn sie träge zu werden drohte, dann tippte der Zeiger des Telegraphen dreimal auf die Buchstaben. Uns war es dann, als hörten wir die Stimme des Kommandanten: „Ich habe doch äußerste Kraft befohlen! Bitte mir aus, daß der Befehl ausgeführt wird.“ Und das übertrug sich wieder auf alle. Der wachhabende Ingenieur ruckte am Hebel vom Heizraumtelegraphen und rief ihn dreimal hin und her, um die Heizer durch das warnende Glockensignal anzuspornen, mehr Dampf zu machen, und die Maschinisten-Maate gaben der Maschine eine Extraladung Öl, um ihre Gelenke noch geschmeidiger zu machen. Der Erfolg der vereinten Arbeit blieb nicht aus. Die Feder des Manometers fing an sich zu rücken, und wenn es auch nur ein Gerings war, wir sahen aber an dem Zeiger doch recht deutlich, daß der Dampfdruck zunahm. Und das bewirkte wieder ein Schnellerwerden der Maschinen. Am Umdrehungszeiger pendelte noch der Zeiger ungeschlüssig hin und her, als sei er unwillig, die hohe Zahl anzugeben. Ein Schlag mit der Faust gegen das Gehäuse — da sprang er gleich um fünf Grade vor und verließ diesen Punkt nicht mehr sobald. Es war erreicht! Wir waren schneller geworden. Alles atmete auf.

Aber nur einen Augenblick, dann spornete das Pflichtgefühl zur neuen Arbeit an. Ein mächtiges Ringen hatte begonnen, dem Schiff die äußerste Leistungsfähigkeit abzugewinnen, und jeder Blick zum Manometer galt der Frage: „Schafft es die Maschine?“ Und getreulich antwortete das Manometer: „Ja, sie schafft es!“

Da ruckte es plötzlich durch das ganze Schiff: die erste Salve war gefallen. Nun folgte Schuß auf Schuß. In den ersten 20 Minuten habe ich nichts Besonderes bemerken können. Auch die anderen Räume unier Panzerdeck meldeten durch Sprachrohre nichts Neues. Da knallte es wieder, als ob alle Geschütze zu gleicher Zeit abgefeuert hätten. Im gleichen Augenblick war auch der Maschinenraum von gelben Gasen angefüllt. Die elektrischen Lampen erloschen; der Treffer hatte dieses Mal bei uns gesehnen. Zum Glück konnte es aber nicht ganz dunkel werden; denn durch den Panzerrost kam etwas Tageslicht herunter. Ich bemerkte nun in dem Dämmerlicht, wie meinem Nachbarn das Blut von den Wangen herunterlief. Hinter der Maschine war einer tot zusammengebrochen. Von oben spritzte heißes Wasser herunter. Das hörte aber bald auf. Soweit schien ja noch alles in Ordnung zu sein. Nur die Luft wollte nicht besser werden. Die Windmaschine war ausgefallen, und wir hatten weiter kein Mittel, die Luft irgendwie zu verbessern. Die Mullbinde blieb die einzige Hoffnung. Wir hatten sie uns schon vorgebunden und lauten dann wieder auf ihr herum, um die große Hitze zu verbeizen und um die Binde schnell feucht zu bekommen; denn dann hielt sie am besten die giftigen Gase ab.

Wieder tippte der Zeiger dreimal auf „Außerste Fahrt“. Alle Hebe- und dampfdrückenden Teile wurden ausgerückt. Die Maschine mußte ihr letztes hergeben. Das konnte sie nicht wie bisher spielend und geräuschlos überwinden. In allen Tonarten führte sie gegen diese Zumutung Klage. Sie knarrte und ächzte, zischte und stöhnte, aber — sie wich keinen Millimeter breit ab von ihrer Bahn. Wenn auch alles zitterte und bebte, gehorsam leisteten die Tausende von Pferdestärken ihren Dienst, und wir taten alles, um sie nur

weiter in unserer Gewalt zu behalten. Aus allen Tüllen und Röhren lief das Öl in die Maschine, und das Kühlwasser ergoß sich über die Kurbelhafter und andern gleitenden Maschinenteile, damit die schwingenden oder sich drehenden Massen nicht zu warm wurden.

Aber nicht nur die Maschine, sondern auch ihre Umgebung verlangte die sorgfältigste Beobachtung. Fortgesetzt wurden die Hände abgeklopft, ob etwa die leeren Schukräume schon Wasser machten. Und die Pfeifen von 12 Sprachrohren vergrößerten noch den Lärm.

Aber all das übertönte der donnerähnliche Schlag der abgefeuerten Breitseiten und das Einschlagen der feindlichen Granaten. Fast alle Räume schienen inzwischen etwas abgeklopft zu haben. Doch waren es nur kleine Vorfälle, die gemeldet wurden. Als Sammelstelle gaben wir je nach Art des Schadens die Meldungen weiter. Die Zentrale bekam, weil der Leiter der Deckwehr dort seinen Stand hatte, die Meldungen. Der Steuerbordmaschine wurden, weil sich dort der leitende Ingenieur befand, alle Maschinenschäden gemeldet. Das war vorher in Friedensarbeit ausgedacht und durch gemeinsames Ueben und Arbeiten gehörig eingetrimmt worden. Jeder wußte für alle Fälle, was er zu tun hatte. Anfangs klappte auch alles vorzüglich. Mit sämtlichen Räumen blieben wir durch Sprachrohre in Fühlung.

Bald aber wurde es anders. Die Engländer erzählten immer mehr Treffer bei uns, und das konnten verschiedene Sachen nicht mehr gut vertragen, dazu gehörten auch etliche Sprachrohre, die an ihren Vorkstellen auseinandergingen oder sonst irgendwie beschädigt wurden. Die Sprachrohrposten konnten das aber nicht wissen und merken. Sie brüllten daher weiter einander zu und wunderten sich, daß sie keine Antwort bekamen. Sie meldeten nun dem wachhabenden Ingenieur, der sich bei uns in der Maschine befand, daß sie mit den betreffenden Abteilungen keine Verbindung mehr hätten. Er hatte die kräftigste Stimme von uns allen und ging daher selbst ans Sprachrohr, es nützte aber nichts. Sofort wurde ein Mann fortgeschickt, der nachsehen sollte, was vorgefallen war. Aber er kam nicht zurück. Die Sprachrohrposten hatten immer noch keine Verbindung bekommen. Sie jappten nur noch, so laut und emsig hatten sie durch die Sprachrohre gerufen. Da aber alle Manometer und Meßapparate normale Zustände anzeigten, schienen in den außer Verbindung gekommenen Räumen kein ernstlicher Schaden entstanden zu sein.

Aus dem Kommandoturm kam inzwischen die Meldung, daß die Rudermaschine ausgefallen sei, und daß nunmehr mit Maschinen gesteuert werden würde. „Stopp“ und „Große Fahrt“ wechselten nun miteinander ab. Das gab wiederum jedes Mal beim Anfahren soviel Wasserschlag in den Zylindern, daß mir selbst um die Maschine bange wurde. Neue Aufregungen verdrängten aber bald diese Sorgen. Die Zentrale befahl, weil sie mit der Steuerbordmaschine keine Verbindung mehr bekommen konnte, dafür zu sorgen, daß dort die Maschine stoppte, weil wir zum Torpedoschuß heranmanövrieren wollten. An die Wände geklopft und ins Sprachrohr geschrien haben wir alle nacheinander, doch niemand meldete sich. Also war dort etwas nicht in Ordnung. Die Maschine allerdings lief noch, das sahen wir am Umdrehungsanzeiger. Sie konnte freilich durchhalten, wenn dort auch alle Leute erledigt waren. Treffer hatten uns inzwischen alle Ausgänge unpassierbar gemacht. Um aber mit der Nachbarmaschine in Verbindung zu kommen, mußten wir uns auf irgend eine Art einen Kolausgang schaffen. Mit einem Voranschlaghammer sollten daher aus dem Panzerrost einige Stäbe herausgeschlagen werden. Der erste Schlag war noch nicht getan, als gerade über dieser Stelle eine Granate krepierete. Zugleich meldete man mir „Hinter der Maschine ist wieder einer tot zusammengebrochen.“ Da knallte es nochmals ganz fürchterlich. Dunkel Nacht war um uns geworden. Man kam sich wie in einem Kauchgang vor. Ich wartete schon auf die nachfließenden Wassermassen. Aber es sollte noch nicht so weit sein.

Durch den Rauchschleier konnte ich bald erkennen, daß wir alle schwarz geworden waren und auch etwas bluteten. Wer sich nicht festgehalten hatte, lag auf den Flurplatten. Rasch wurden wir wieder mobil. Und die Maschine? Sie lief. Ein Schnallenleger von der Luftpumpe klappte ab. Bald wurde aber „Stopp“ befohlen, und der Schaden konnte dann schnell beseitigt werden. Die durchgeschlagenen und abgerissenen Delleitungen, die mit einem Mal wie Polypenarme in die Maschine hineinragten, hörten jedoch wenig, denn von oben bekam die Maschine schon längst kein Öl mehr, das alles besorgte das Kühlwasser. Aus allen Schläuchen rann es in die Maschine, und die dicken Kurbelwagen schleuderten es mit noch viel größerer Kraft wieder heraus. Am heißen Zylinder prallte das in die Höhe gepfeifste Wasser wieder ab.

Wie Peitschenhiebe laufen die heißen Wassertropfen auf die Hände und ins Gesicht. Doch, je größer der Schmerz, umso fester der Wille durchzuhalten. Eiern umklammert die Hand den Griff vom Manöverventil. Nur nicht weichen und nicht wanken, es steht zuviel auf dem Spiel.

Aber selbst dieser kaum noch zu ertragende Zustand körperlichen Leidens war noch einer größeren Steigerung fähig. Aus den zusammengeschossenen Schornsteinen strichen zeitweilig direkte Feuergeraden unserer zwölf Schiffskessel über das Deck und wurden durch unsere Windsäuger nach dem Maschinenraum geleitet. Da ein Ende des Windschadtes sich über dem Maschinistenstand befand, bekam ich einen großen Teil der Glut zu fühlen.

Von oben hörte man es nur noch vereinzelt knallen, und es schien, als ob unser Gegner seinem Ende nahe war. Um uns konnte es dagegen nicht schlecht bestellt sein, wir schossen und fuhren trotz des mehrstündigen Gefechts noch weiter, und selbst die Steuerbordmaschine hatte sich wieder gemeldet. Leider sollte diese Annahme falsch sein, unsere Geschütze schwiegen, und feindliche Treffer waren es, die unser schönes Schiff auseinandergerissen und die Kameraden dahin mächten.

Wieder gab es einen Ruck, der durch das ganze Schiff ging. Es sah so aus, als ob wir diesmal einen Torpedotreffer bekommen hatten; jedoch zeigten sich keine Folgen. Daß wir aufgelaufen sein konnten, kam uns überhaupt nicht in den Sinn.

Was mag nur mit uns los sein? Diese Ungewißheit wird unerträglich. So oft wir auch versuchen, nirgends ist etwas zu erfahren. Wir wissen nur, daß wir eingeschlossen sind. Aus dieser eisernen Umklammerung sich zu befreien, gilt jetzt ein Teil der Arbeit; mit Brechstangen wird versucht, im Panzerrost einen Ausgang freizulegen.

Vom Oberdeck klingen plötzlich Hurraufe zu uns herunter. Was bedeuten sie? Sieg oder Untergang? Ein banges Tragen liegt auf allen Gesichtern. Wir glauben aber an den

Steg, so sehr vertrauen wir unserem guten Stern. Die Maschinen machen noch immer Fahrt für 17 Seemeilen.

Aus der Kommandozentrale wird mündlich durchgerufen: „Maschinen stoppen!“ Als ich dabei bin, diesen Befehl auszuführen, wird vom Oberdeck heruntergerufen: „Die Embden ist erledigt. — An Deck die meisten tot. — Das Achterschiff brennt. — Schiff verjenseiten.“ Was wir nicht glauben wollten, und an was wir überhaupt nicht denken mochten, ist zur Tatsache geworden. Das Ende ist da. Das Wasser beginnt den Raum zu füllen, dunkel und still wird es um uns. Hier unten gibt es tatsächlich nichts mehr zu tun. Im Ganzerrost ist inzwischen ein Notausgang geschaffen worden. Wir verlassen durch diesen den Maschinenraum.

Die letzte Wache ist beendet.

Schluss folgt.

## Weltrekord in Eheschließungen

Die über die Entwicklung der Eheschließungen im Deutschen Reich seit der Machübernahme durch Adolf Hitler bisher veröffentlichten Zahlen haben zwar ungewöhnlich den großen Erfolg erwiesen, den die Förderung der Bevölkerungsbewegung durch den Nationalsozialismus aufzuweisen hat. Wie groß jedoch in der Tat dieses Plus des Volkstums ist, ergibt sich mit noch viel mehr Deutlichkeit aus einem internationalen Vergleich über die Eheschließungen im Jahre 1933, den, wie das M.D.Z. meldet, einer der bedeutendsten Bevölkerungsstatistiker, nämlich der Direktor im Statistischen Reichsamt, Burgdörfer, zieht. Er weist darauf hin, daß insgesamt 1933 in Deutschland 631 000 Ehen geschlossen wurden; das sind 121 000 oder rund 24 Prozent mehr als im Jahre 1932. Diese Zahl stellt, wenn man von den ungewöhnlichen Verhältnissen der ersten Nachkriegszeit abliest, in der die durch den Krieg ausgehenden Eheschließungen nachgeholt wurden, bereits in der deutschen Heiratsstatistik einen beispiellosen Rekord dar. Bei Würdigung dieser Zahl muß man sich zwar vergegenwärtigen, daß die Wirtschaftskrise einen Anstieg von insgesamt etwa 330 000 Eheschließungen verursachte. Diese ausgehenden Ehen wurden jedoch nun nicht nur nachgeholt, sondern die deutsche Heiratszahl ist im letzten Jahre in einem Maße gestiegen, wie sonst nirgends in der Welt. Zwar ist auch in einigen anderen Ländern Europas, dank der auch dort zu beobachtenden Anfänge einer allmählichen Besserung der Wirtschaftslage, die Zahl der Eheschließungen 1933 gegenüber 1932 etwas angestiegen, aber keineswegs in allen Ländern. Die Tschechoslowakei hat beispielsweise noch einen Rückgang der Eheschließungen um 2,0, Österreich einen solchen um 3,2 und Rumänien sogar einen Rückgang um 11,5 Prozent aufzuweisen. Eine Zunahme der Eheschließungen wurde jedoch in folgenden europäischen Ländern festgestellt: Schweiz um 0,03, Frankreich um 0,1 Prozent, Portugal um 1, Ungarn um 1,3, Polen um 1,3, Großbritannien um 3,4, Litauen um 3,7, Schweden um 4,2, die Niederlande um 6,1, Italien um 6,3, Irland um 7,2 Prozent; im Deutschen Reich jedoch war eine Zunahme der Eheschließungen im Berichtsjahr um 23,7 Prozent festzustellen. Damit ist erwiesen, daß Deutschland den Weltrekord in der Zahl der Eheschließungen besitzt.

## Die wirtschaftliche Lage in Württemberg

Dem vom Württ. Industrie- und Handelstag ausgegebenen Monatsbericht ist u. a. zu entnehmen, daß im Oktober 1934 die allgemeine wirtschaftliche Lage sich in den letzten Wochen nicht wesentlich verändert hat. Viele Geschäftszweige haben weiterhin lebhaften Auftragszuwachs zu verzeichnen. Besonders in der Bekleidungsindustrie wurden diese so stark, daß Reparaturen in der Zuweisung der nachgefragten Waren notwendig wurden. Die Ausfuhr ist nach wie vor sehr schleppend. Die trotz einiger Schwankungen verhältnismäßig befriedigende Geschäftslage in der Maschinen-Industrie hat angehalten. In der Kraftfahrzeug-Industrie haben die günstigen Beschäftigungsverhältnisse, abgesehen von saisonmäßigen Abschwüngen, angehalten. Die Leder-Industrie verzeichnet eine leichte Besserung. Nachdem durch umfangreiche Tauschgeschäfte der Rohstoffbedarf für einige Monate gedeckt werden konnte, haben sich die Verhältnisse in Ober- und Unterleder leicht gebessert. Die Absatzverhältnisse sind nicht einheitlich, jedoch im allgemeinen, sowohl was Beschäftigungsgrad als auch Auftragszuwachs angeht, befriedigend. In der Harmonika-Industrie ist mit Rücksicht auf das herannahende Weihnachtsgeschäft der Auftragszuwachs sowie der Beschäftigungsgrad leicht erhöht. Die Preise sind im allgemeinen unverändert. Das Auslandsgeschäft ist gegenüber den Vergleichsmonaten des Vorjahres besser. In der Papier-Industrie haben sich Beschäftigungsgrad und Auftragszuwachs befriedigend entwickelt. Die Preise für Roh- und Hilfsstoffe haben zum Teil angezogen, während die Preise für die Fabrikate im allgemeinen gleich geblieben sind. Die Verhältnisse in der Bauwirtschaft sind nicht einheitlich. Die private Bautätigkeit ist saisonmäßig bedingt rückläufig. Die Abwicklung der vorhandenen Aufträge hat den Beschäftigungsgrad jedoch auf der Höhe der Vormonate im allgemeinen gehalten. In der Spielwaren-Industrie bewirkt das herannahende Weihnachtsgeschäft eine gewisse Belebung des Absatzes und des Beschäftigungsgrades. In der Porzellan-Industrie haben sich die Verhältnisse saisonmäßig entwickelt. Die Lage im Auslandsgeschäft ist nicht einheitlich. Der Geschäftszugang in der Textil-Industrie hat sich weiterhin sehr lebhaft gestaltet. Die Auftragszuwachs ist sehr beträchtlich. In vielen Artikeln haben ausgesprochene Hamsterkäufe eingesetzt. Doch beschränkt sich letztere in der Hauptsache auf gute, nicht der Mode unterworfenen Qualitätsware. Im Brauergewerbe ist saisongemäß ein leichter Rückgang des Auftragszuwachses infolge des Wettbewerbes von neuem Wein und neuem Most eingetreten, jedoch sind die Verhältnisse nicht einheitlich. Die Preise sind unverändert. Die günstigen Verhältnisse am Baumarkt haben teilweise den Absatz von Bier stark erhöht. Im Weinhandel entspricht die Qualität der diesjährigen Weine vielfach nicht den gehobten Erwartungen, jedoch dürfte die Qualität gegenüber der des Jahres 1933 besser sein. Der Absatz für neuen württembergischen Wein war im allgemeinen gut. Die Preise haben sich für Württemberg im Rahmen der sog. Richtpreise im wesentlichen bewegt. Vom Hopfenhandel wird berichtet, daß nunmehr die Ernte, die größer als erwartet ausgefallen ist, größtenteils verkauft wurde. Die Brauereien haben ihren Jahresbedarf im allgemeinen eingebracht, so daß weitere Mengen vorerst wohl nicht anzubringen sind. Das Ausfuhrgeschäft ist durch die Preisfestsetzung für deutschen Hopfen stark gehemmt.

## Was kochen wir zum 18. November?

### Schmackhafte Eintopfergerichte

Wie wäre es mit einem Seemannsbesäufel? Man läßt sich ein Pfund Schmorfleisch (für vier Personen) in 1½ Zentimeter dicke Scheiben schneiden, die man tüchtig klopft und mit Pfeffer und Salz bestreut. Man brät sie hierauf in einer Pfanne ein paar Minuten auf jeder Seite an. Man streicht eine feuerfeste Form mit Fett aus und legt zunächst eine gute Schicht geschälter, in recht dicke Scheiben geschnittener Kartoffeln hinein, legt hier-

Aber die Fleischscheiben, streut etwa drei feingehackte Zwiebeln darüber und deckt das Gericht mit einer Schicht Kartoffelscheiben zu. Man braucht etwa zwei Pfund Kartoffeln. Man gießt nun drei Tassen kochendes Wasser in die Form, deckt sie gut zu und läßt sie in heißem Ofen etwa anderthalb Stunden kochen.

**Graupen mit Rindfleisch.** Ein Pfund gutes Suppenfleisch, Rindfleisch, (für vier Personen) wird in gleichmäßige Würfel geschnitten. Man schält ein Pfund Kartoffeln und schneidet sie in Würfel, Suppengrün wird sauber gewaschen und klein geschnitten. Hierauf überbrüht man Suppengrün und Kartoffeln mit heißem Wasser. Man tut Kartoffeln und Suppengrün nun in den Topf, legt das abgewaschene Fleisch darauf und gibt 250 Gramm feine Graupen, 30 Gramm Salz und zwei Liter Wasser hinzu. Der Topf wird fest zugedeckt und das Gericht langsam gar gekocht. Sollte die Suppe zu dick werden, so tut man Wasser hinzu. Zur Verbesserung der Farbe reibt man, gleich beim Aufsetzen, eine rohe Mohrrübe hinein. Das Gericht ist sehr gut für die Kochliste geeignet.

**Tomatensauce.** 250 Gramm Tomaten werden in Stücke geschnitten und in etwas Wasser weich gekocht, worauf man sie durch ein Sieb rührt. Man schmilzt 80 Gramm geschnittene Zwiebeln in 20 Gramm Butter, gibt 80 Gramm mageren, in kleine Würfel geschnittenen Schinken hinzu, tut die Tomatensauce darauf sowie 1½ Liter Wasser und ein Pfund in Stücke zerteiltes Kalbfleisch und 1½ Pfund Reis. Sobald Fleisch und Reis weich sind, ist das Gericht fertig. (Für die Kochliste.)

**Hammelfleisch auf irische Art.** Ein Pfund mageres Hammelfleisch wird in Würfel geschnitten und mit zwei Pfund geschälten, ebenfalls würfelig geschnittenen Kartoffeln schichtweise in eine Blechform gepackt. Zwischen jede Schicht streut man Salz, Kümmel und Zwiebeln. Hierauf gibt man drei Viertel-Liter Wasser über das Gericht, dem man eine Prise Pfeffer zulegt. Nun wird die Form fest verschlossen und im Wasserbade etwa zwei Stunden gekocht. Man füllt die Form in eine tiefe Schüssel. Man kann auch geschnittenen Weißkohl als dritte Schicht hinzutun, ebenso Kohlrabi oder andere Gemüse.

**Leberpfanne.** Man kann zu diesem Gericht alle Arten von Lebern nehmen, besonders wohlschmeckend ist auch Reh- oder Hasenleber. Die Leber wird, nachdem man sie abgewaschen hat, in dünne Scheiben geschnitten und einige Stunden in Milch gelegt. Dann tut man in eine ziemlich große und tiefe Pfanne 100 Gramm Butter, bestreut die Leber mit etwas Salz und Pfeffer und brät sie in dem erhitzten Fett auf beiden Seiten rasch an. Hierauf bestreut man sie mit 10 Gramm Zwiebelwürfeln und rührt fünf Gramm Mehl darüber. Man schneidet nun in der Scheibe gekochte Kartoffeln, nachdem man sie abgezogen hat, in Scheiben, breitet sie über die Leber, streut Salz darüber, bedeckt sie mit Butterflöckchen, deckt die Pfanne zu und läßt das Gericht bei kleinem Feuer recht heiß werden. Dann füllt man es in eine tiefe Schüssel.

**Wettensburger Schwarzwauer.** Hierzu kauft man ein Pfund Enten- oder Gänsefleisch. Man kocht es in ¾ Liter Wasser und acht Gramm Salz langsam weich, gibt noch ¼ Liter Wasser hinzu nebst 125 Gramm Backpflaumen, 250 Gramm Backpflaumen, 30 Gramm Zucker und kocht auch dieses weich. Dann quirlt man etwas von der Flüssigkeit mit ¼ Liter Gänseblut (oder wenn man das nicht hat: Schweineblut) durch und rührt es an das Gericht, das man mit Zucker, Salz und Essig gut abschmecken muß. Aus geriebenen, gekochten Kartoffeln, etwas Mehl, ein Ei und ein wenig Salz macht man einen Kloßteig, von dem man mit dem Löffel Klöße abknet, die man in dem Schwarzwauer so lange mitkochen läßt, bis sie an die Oberfläche kommen.

S. Pahlen.

## Wirtschaftliche Wochenschau

**Börse.** An der Börse hielt sich das Geschäft auch in dieser Woche in recht engen Grenzen. Immerhin zeigte sich nach dem festeren Umkehrgang der Vorwoche erstmals wieder eine kleine Geschäftszunahme. Die Kursentwicklung war zwar uneinheitlich, aber bald im Durchschnitt eher etwas fester. Nach der Reichsgerichtsentcheidung über die Goldmark-Inlandsanleihen waren vor allem Renten höher bewertet, und zwar zum Teil in erheblichem Maße. Dies trat vor allem für die Stahlvereinsobligationen und gleichartige Stadtanleihen zu. Der übrige Markt der deutschen Renten war bei geringerem Geschäft gut behauptet. Der Aktienmarkt, der überwiegend still lag, zeigte unter dem Einfluß des Quartalsberichtes der AG. Farbenindustrie Widerstandsfähigkeit.

**Geldmarkt.** Die gleich nach dem Ultimo eingetretene Entspannung prägte sich im Laufe dieser Woche noch stärker aus. Privatdiskonten, Scheckwechsel und Reichsschatzanweisungen aller Serien waren stark geliebt. Arbeitsbeschaffungswechsel kommen immer noch in großer Menge an die Reichsbank. Die Devisenlage hat sich wenig geändert. Auf anderem Wege als dem der deutschen Warenlieferungen können unsere Gläubiger nun einmal nicht auf Zahlung rechnen. Das Ausland sieht allmählich immer mehr ein, daß es mit dem Clearing, insbesondere dem Zwangsclearing, auf die Dauer nicht geht.

**Produktenmarkt.** An den Getreidemärkten war die Tendenz unverändert. Brotgetreide und Weizen hatten stetigen Absatz. Zum Teil ist das Angebot zurückgegangen. An der Berliner Produktenbörse: notierten Weizen 209 (unv.), Roggen 160 (unv.), Futtergerste 161 (unv.), Sommergerste 197 (193), Hafer 161 (unv.). RM. je pro Tonne und Weizenmehl 27,70 (unv.) und Roggenmehl 23,50 (22,60) RM. je pro Doppelzentner. An der Stuttgarter Landesproduktionsbörse: notierten Weizenheu 10 (unv.) und Stroh 4,50 (4,40) RM. je pro Doppelzentner.

**Warenmarkt.** Die Großhandelsindexziffer hat von 101,3 auf 101,4 leicht angezogen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Tätigkeit des Reichskommissars für Preisüberwachung, Dr. Gerdeler. Seine jetzige Aufgabe ist aber eine andere als seine frühere, als er unter Führung Reichskommissar war. Es handelt sich jetzt nicht um die Durchführung einer Deflation, die Preise sollen auch nicht gesenkt, sondern nur stabil gehalten werden, damit die Kaufkraft der ohnehin gleichgebliebenen Löhne nicht leidet. Der Kommissar soll also verhindern, daß die von der nationalsozialistischen Regierung geschaffene Mengenkonjunktur nicht in eine Preiskonjunktur umschlägt. Denn Mengenkonjunktur bedeutet: Arbeit, Brot und Verbrauchsmöglichkeit, Kaufkraft, für viele; Preiskonjunktur: Gewinn für einige wenige. Darum kann der Reichskommissar der Unterstützung der RSDAP und all ihrer Unterabteilungen gewiß sein.

**Holzmarkt.** An den Rundholzmärkten ist die Geschäftslage unverändert gut. Der Schnittholzmarkt, an dem ebenfalls gute Nachfrage herrscht, leidet unter Preisdruckversuchen seitens einzelner Großhändler.

**Regelung der Rundholzpreise in Süddeutschland.** Bei der Besprechung des süddeutschen Waldbesitzes am 3. November 1934 in München wurden in Auslegung der amtlichen Verlautbarungen der Reichsregierung vom 8. und 20. Oktober 1934 über die Regelung der Rundholzpreise folgende Preisrahmeneinstellungen festgelegt: für Nichten- und Tannen-Stammholz: für Bayern: Oberbayern und Schwaben a) Hochgebirge 50—62 pCt. (die Preise gelten in Oberbayern ab Lagerplatz im Tal, in Schwaben ab Hebsort für entrindetes Holz), b) Flachland 55—68 Prozent. Niederbayern-Oberpfalz: a) Bayerischer Wald 55—61 Prozent, b) übriges Niederbayern 57—64 Prozent, c) südbliche Oberpfalz 57—63 Prozent, d) nördliche Oberpfalz 63—69 Prozent. Oberfranken: a) Bura und Steigerwald 60—65 Prozent, b) übriges Oberfranken 65—73 Prozent. Mittelfranken-Nordwest 60—67 Prozent. Unterfranken: a) Umgebung von Würzburg 72—77 Prozent, b) übriges Unterfranken 59—71 Prozent. Pfalz: ohne Auscheidung 57 bis 63 Prozent. Für Württemberg: a) Schwarzwald 60 bis 72 Prozent, b) Unterland 65—74 Prozent, c) Nordostland 62 bis 70 Prozent, d) Alb (Schwäb.) 60—67 Prozent, e) Oberschwaben 60—65 Prozent. Baden: zunächst ohne Auscheidung 52

bis 70 Prozent mit dem Vorbehalt, daß für die einzelnen Preisbezirke noch Richtpreisrahmeneinstellungen festgelegt werden. Dessen: 60—72 Prozent, für Kiefern-Stammholz: Kief.-Langholz 1—2 Kl. und Hochholz 1—2 Kl. und Ueberhälter ohne Preisbindung. Im übrigen für die 3. Klasse und geringere Klassen gleiche Prozentsätze wie beim Kiefern-Stammholz bezogen auf Kief. Landesgrundpreise. Die angegebenen Rahmenpreise gelten für Holz mittlerer Güte und mittlerer Abfuhrlage. Die angegebenen Prozentsätze beziehen sich auf die für Süddeutschland einheitlich geltenden Landesgrundpreise.

## Anekdoten und Schnurren

Ein Herr mit dem merkwürdigen Namen Trampelang schrieb einst an Fürst Bismarck und bat um die Erlaubnis, seinem erstgeborenen Sohn den Namen „Bismarck“ als Vornamen geben zu dürfen. Der Kanzler bewilligte das und schrieb dazu folgenden Brief: „Sollte mir in meinem hohen Alter der Himmel noch einen Sohn beschicken, so werde ich nicht verfehlen, ihn auf den Namen Trampelang taufen zu lassen.“

Ein traurig aussehender Pariser suchte den damals berühmtesten Arzt — es war im 17. Jahrhundert — der französischen Hauptstadt auf und bat ihn, ihn doch von seiner Melancholie zu befreien. Der Mediziner empfahl dem Patienten, sich die Lustspiele von Moliere anzusehen. „Aber ich bin doch Moliere“, jagte der Kranke.

## Rundfunk

### Programm des Reichs senders Stuttgart

Sonntag, 18. November

- 6.35 Aus Hamburg: Hafenkonzert
- 8.15 Zeitangabe, Wetterbericht, Nachrichten
- 8.25 Nach Frankfurt: Gymnastik (Glucker)
- 8.40 Bauer, hör zu!
- 9.00 Morgenfeier
- 9.45 Morgenkonzert
- 10.45 Nach München: Deutsches Volk — deutsches Erbe
- 11.30 „Friedrich v. Flotow“
- 12.00 Aus München: Stadtmusik aus der Feldherrnhalle
- 13.00 Kleines Kapitel der Zeit
- 13.15 „Sonntag — der schönste Tag der ganzen Woche“
- 14.00 Kinderstunde: Münchhausen bei den sieben Schwaben
- 15.00 Bunte Musik
- 16.00 Aus Königsberg: Nachmittagskonzert
- 17.00 Aus Hamburg: Gouvernementsabend auf dem Osterfeld, anlässlich der Reichsbauerntagung in Goslar
- 18.00 „Suleika“
- 18.30 Bunte Schallplattenkonzert
- 19.00 Aus Hamburg: Reichsbauerntagung in Goslar
- 19.35 Sportbericht
- 20.00 „Hereinspaziert“
- 21.30 Aus München: 5. Meisterkonzert des deutschen Rundfunks
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht
- 22.45 Tanzmusik
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

### Wochentags regelmäßig wiederkehrendes Programm

- 6.00 Bauernfunk und Wetterbericht
- 6.10 Choral — Morgenspruch
- 6.15 Nach Frankfurt: Gymnastik 1 (Glucker)
- 6.45 Zeitangabe, Wetterbericht, Frühmeldungen
- 7.00 Frühkonzert
- 8.30 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Gymnastik 2 (Glucker)
- 8.45 Wetterbericht, Wasserstandsmeldungen
- 10.00 Nachrichten
- 11.15 Functurkonzert der Reichspoststelle Stuttgart
- 11.45 Wetterbericht und Bauernfunk
- 13.00 Aus Stuttgart (nach Frankfurt): Zeitangabe, Saardienst
- 13.05 Nachrichten, Wetterbericht
- 20.00 Aus Stuttgart: Nachrichtendienst
- 22.00 Zeitangabe, Nachrichten, Wetter- und Sportbericht

Montag, 19. November:

- 10.15 Schulfunk für alle Stufen: Deutsches Volk, deutsche Arbeit
- 10.45 Serenaden
- 12.00 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Nach Frankfurt: Bunte Opernprogramm
- 15.30 Aus schwäbischen Sagen
- 16.00 Aus Mannheim: Nachmittagskonzert
- 18.00 Hitlerjugend-Funk: „Ein Holzbildhauer kommt aus Schweden“
- 18.30 Zwei Flügel im ¾-Takt
- 19.00 Aus Kiel: Abendmusik
- 20.10 Aus Frankfurt: Volk und Wirtschaft an der Saar
- 20.30 Dichterklub: Max Reichle
- 21.00 Aus Berlin: Neue Unterhaltungsmusik!
- 22.30 Die neuesten Tonfilmschlager
- 23.00 Aus Königsberg: Tanzmusik
- 24.00 Aus Frankfurt: Nachtmusik.

Dienstag, 20. November:

- 10.15 Schulfunk — Fremdsprachen: Französisch, Oberstufe
- 10.45 Aus Karlsruhe: Musikstunde
- 12.00 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 13.15 Aus Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.30 Aus Köln: Kinderstunde: Das Märchen vom Gluck
- 16.00 Aus Köln: Nachmittagskonzert
- 17.30 Ein kurioser Kaffeekaffee
- 18.00 Französischer Sprachunterricht
- 18.15 Aus Frankfurt: Aus Wirtschaft und Arbeit
- 18.30 Zum Tag der deutschen Hausmusik
- 19.45 „Erzähle Kamerad“
- 20.15 Stunde der Nation: Musik im deutschen Heim
- 21.00 Aus Frankfurt: „Eine schuklose Frau“
- 21.30 Aus Frankfurt: Tanzmusik
- 22.30 „Liebeleben“
- 23.00 Aus München: Tanz in der Nacht
- 24.00 Nach Frankfurt: Nachtmusik.

Mittwoch, 21. November:

- 9.00 Evangelische Morgenfeier
- 9.45 Aus Stuttgart: „Der 94. Psalm“
- 10.10 „Eintehr“, Deutsche Oden
- 10.20 Fünf geistliche Lieder für Gesang und Klavier
- 11.30 Morgenmusik
- 12.00 Aus Königsberg: Mittagskonzert
- 12.50 Aus Frankfurt: Saarländische Dichter
- 13.05 Nach Frankfurt: Mittagskonzert
- 15.15 Aus Karlsruhe: Werke von Bizenz Lachner
- 16.00 Nachmittagskonzert
- 18.00 Wolken, Luft und Winde
- 18.30 Orchesterkonzert
- 19.00 „Der Weg des Helden“
- 19.10 Ritter, Tod und Streiter
- 19.20 Orchesterkonzert
- 20.10 Nach Frankfurt: Unsere Saar — Den Weg frei zur Bekämpfung
- 20.30 Orchesterkonzert mit Solisten
- 21.30 Klaviermusik
- 22.30 Aus Berlin: Nachtmusik

